

**Zeitschrift:** Jurablätter : Monatsschrift für Heimat- und Volkskunde  
**Band:** 26 (1964)  
**Heft:** 9-10

**Artikel:** Kleine Kunstwanderungen im Schwarzbubenland und dessen Umgebung : VI. Durchs hintere Leimental  
**Autor:** Loertscher, G.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-861312>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 06.10.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Kleine Kunstwanderungen im Schwarzbubenland und dessen Umgebung

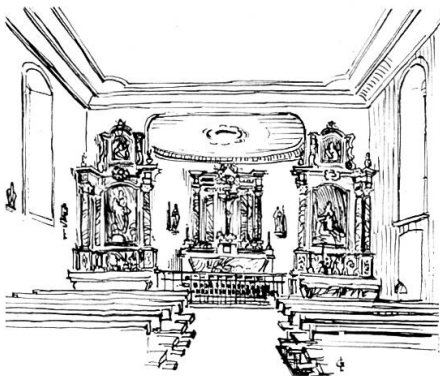
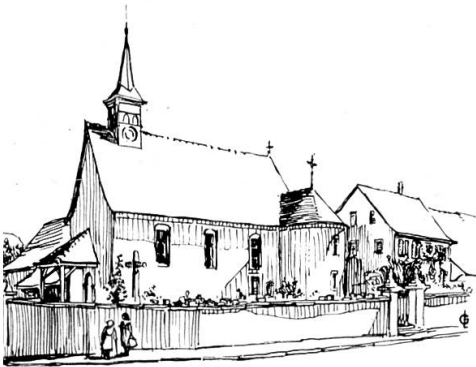
Von G. LOERTSCHER  
Zeichnungen des Verfassers

## VI. Durchs hintere Leimental

Das vom Birsig durchflossene Leimental ist im Gegensatz zum gebirgigen Weidland des Kettenjura eine weiträumige und anmutige Gegend: zu beiden Seiten einer sanften Mulde reiht sich Dorf an Dorf zu einer Kette. Und die gesegnete Landschaft ist durch den Fleiss der Menschen zu einer Kornkammer und einem Obstgarten geworden. Dieses von Natur und Menschenhand so freundlich geordnete Stück Erde wurde nach und nach in kleine Herrschaften zerschnitten, wobei es den Bewohnern in Kriegs- und Notzeiten oft übel erging. Heute, im Zeitalter des weltweiten Verkehrs und Güterausstausches, erscheinen uns diese willkürlichen Grenzen als ein Anachronismus von geradezu erschreckender Komik, hat man sich doch beispielsweise auf der 7 km langen Strecke von Flüh bis Burg an sieben Grenzposten auszuweisen!

Es dürfte deshalb erlaubt sein, den Ausgangspunkt unserer neuen Wanderung ebenfalls willkürlich zu wählen: Es ist WITTERSWIL, das erste solothurnische Dorf von Basel her. In etwas erhöhter Lage steigen wir aus den blauweissen Wagen der Birsigtalbahn und blicken auf ein geschlossenes Dorfbild, an dessen Rändern bereits neue, halbstädtische Siedlungen entstehen. Die Bauernhäuser im Dorfkern umsäumen zwei parallele, gebogene Strassenzüge, in deren Winkel sich das Gotteshaus befindet.

Die *Kirche* stammt aus der Zeit des Dreissigjährigen Krieges, als man diesseits der Grenzen mit Getreide- und Viehhandel viel Geld verdiente. Ihr Charakteristikum: der spitze Dachreiter an der Eingangsseite und die Sakristei von 1842, welche, wie der Chor, halbrund geschlossen ist. Durch das mit Beschlägmustern und der Jahrzahl 1641 belegte Portal unter dem Vorzeichen betreten wir einen hellen, freundlichen *Kirchenraum* in den

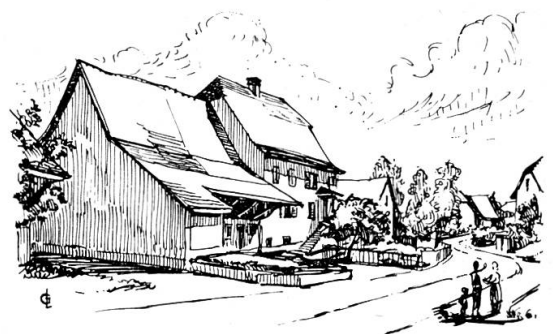
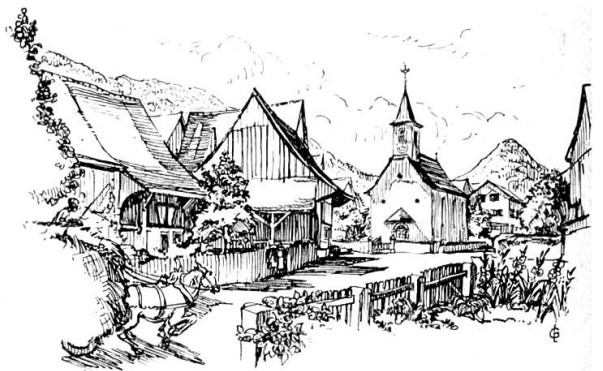
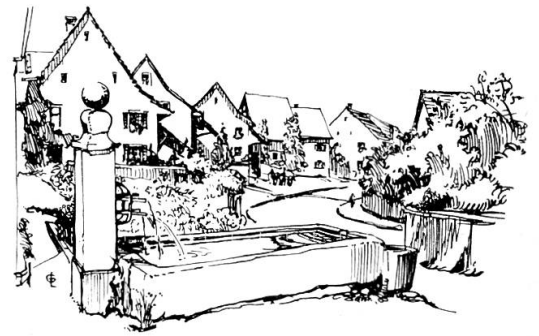


Verhältnissen 6 : 3 : 2, dem die blaugrün marmorierten Altäre im Louis-Seize-Stil eine eigenartige Stimmung verleihen. Sie haben sich bei der kürzlichen Überholung der Kirche einer Säuberungsaktion nach modernem Geschmack unterziehen müssen. Doch blieb gottlob der Eindruck des schlichten Biedermeier dem Kirchenraum mit dem schönen Decken-Medaillon erhalten.

Südlich von Kirche und Pfarrhof steht quer zu deren Richtung das Vaterhaus des Schriftstellers Johann Gühr (1821—1888), der sich Franz von Sonnenfeld nannte. An dieses vornehmste Bauernhaus im Dorf (es entstand 1735) grenzt bergwärts der «Spielhof», wo der grösste der vier *Dorfbrunnen* steht. Er verkörpert gewissermassen den Überfluss der Natur, spendet er doch Wasser aus vier Röhren. Auf unserer Zeichnung bildet er die Staffage für eines der schönen, geschlossenen Dorfbilder, die durch die gewinkelte Führung der Strassen und die geordnete Reihung der Häuser geschaffen wurden.

Die Ausstrahlung der Stadt Basel hat auch die westlichere Gegend erreicht, wie wir an den kecken Neubauten am Weg nach BÄTTWIL sehen. Freuen wir uns, dass die Leimentaler Bauern ihre in den Dorfbildern verkörperte Eigenart trotzdem nicht einfach weggeworfen haben. Allerdings fanden sie nichts dabei, ihre prächtigen Häuser modisch renovieren zu lassen. Die *Kapelle*, welche als Wächter an der Strasse steht, ist erst Mitte des 18. Jhs. entstanden. Ihr Kennzeichen ist das Glockentürmchen, das zur Fassade vorgezogen ist. Von den Altären sind nur die Statuen von Urs und Viktor übriggeblieben. Daneben verdienen der Kruzifix im Chorscheitel, die flüchtig gemalten Stationen und eine dramatische Darstellung der hl. Familie aus dem Ende des 17. Jhs. Beachtung.

Bättwil übertrifft die Nachbargemeinde in der Stättlichkeit seiner Häuser. Denn hier wird zum Getreide auch noch die Rebe gepflanzt. Das verraten die rundbogigen Kellerportale, die teils mit Fäse und Kugeln geschmückt sind. Wir greifen das *Bauernhaus Moeschlin* aus dem frühen 18. Jh. heraus. Obschon es unsachgemäss renoviert worden ist und seinen originellen Turm verlo-



ren hat, ist es auch heute noch Ausdruck dieser reichen Landschaft. Am Dorfausgang bergwärts steht die Mühle, die leider ihr Gesicht verloren hat, jedoch in der Dunkelheit der Mahlstube noch einen reliefierten Sockelstein mit der Kreuzigung Christi und der Jahrzahl 1759 birgt.

FLÜH, politisch zu Hofstetten gehörend, hatte in früherer Zeit Bedeutung als Grenzposten, als Zugang zur Landskron und zum Kloster Mariastein, aber auch als Bade- und Vergnügungsort. Mühle und Bad Flüh erscheinen schon früh auf Darstellungen, zuerst auf dem grossen Mirakelbild des Monogrammistens CH von 1543 (in der Reichenstein-Kapelle Mariastein). Die präziseste Schilderung verdanken wir dem Basler Emanuel Büchel, welcher für Herrlibergers Topographie auch das damals sehr renommierte *Flüh-Bad* mit Badhaus, Tanzhaus und «Ochsen» gezeichnet hat. Das schon vor über 500 Jahren erwähnte Bad trägt Baudaten seit 1512 und ist in den Grundformen noch wie zu Büchels Zeiten erhalten, jedoch 1914 im damaligen Hotelstil traktiert worden.

Beim Anstieg auf dem steilen «Steinweg» erwartet uns eine freundliche Überraschung: das *Magdalenen-Brünnlein*, das auf eine Stiftung von 1794 zurückgeht. Da die Mittel für eine Kapelle nicht ausreichten, begnügte sich der Stifter mit einer pathetisch bekrönten Bildnische, worin eine bewegte Statue der hl. Magdalena steht. Sie trägt das Büssergewand und als einzigen Schmuck die langen Haare und die grossen Perlen des Rosenkranzes. Die ganze Gruppe, die steinerne Bildnische und das Brünnlein daneben, an Mauer und Hang gelehnt, dicht umwachsen von Sträuchern und Blumen, kündigt bereits die Romantik an.

Wir nehmen diesmal nicht den Weg zum Wallfahrtsort, noch den steilen Pfad zu den wenigen Überresten von Alt Landskron, die westlich über Flüh der grossen Ruine vorgelagert sind, sondern die Talstrasse Richtung Hofstetten. Unterwegs schaut aus der Senke, von hohen Pappeln geschützt, das Gehöft der Flühmühle, ein ungemein malerischer Ort und wohl ebenso alt wie das Flühbad. Gegenüber dem Steinbruch werden die Bäume am

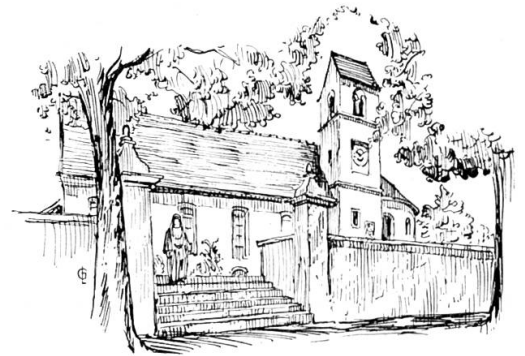


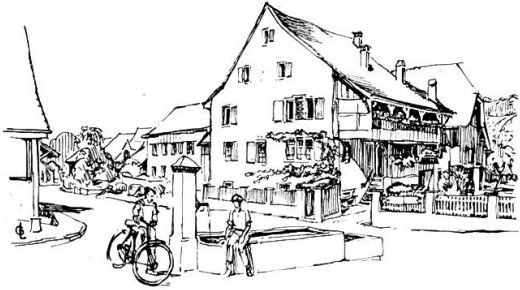
Hang von einer Felszinne überragt, worauf sich noch vor hundert Jahren das stattliche Mauerwerk von Sternenberg erhob. Als jedoch vor ein paar Jahren Studenten die Reste sorgsam freilegten, gelang es nur mit Mühe, wenigstens den Grundriss der aus dem 13. Jh. stammenden Burganlage zu rekonstruieren.

Eine soziologisch interessante Entdeckung bildet die Sennenküche, welche neben der Zisterne nachgewiesen werden konnte. Die schönsten Einzelfunde waren *Ofenkacheln* aus dem Beginn des 15. Jhs. (heute im Museum Dornach). Neben runden Stücken mit umlaubten Fratzen gab es verschiedene Varianten viereckiger Plattenkacheln mit unerhört schnittigen Reliefs von Vogel- und Löwengreif. Leider fehlen die Mittel, um die schwer zugängliche Burgstelle zu erschliessen.

Die ersten Häuser von HOFSTETTEN fliessen gewissermassen wie Bach und Strasse aus der sanften Mulde zwischen Blauen und Witterswiler-Berg in die enge Furche hinab. Die Häuser reihen sich gestaffelt am winkelförmig nach Osten ausbiegenden (heute gedeckten) Kehlgrabenbach und an der Strasse nach Ettingen auf. Am untern Dorfeingang, von Miststöcken und einem stimmungsvollen Kirchhofeingang gerahmt und halb verborgen hinter alten Linden, liegt die schon 1302 erwähnte *Pfarrkirche St. Niklaus*. Für den heutigen Bau sind vier Daten wichtig: 1609 wurde der einfache Turm mit altertümlich gekoppelten Schallöffnungen und dem Satteldach erbaut; 1724 entstand nördlich vom alten das jetzige Schiff, so dass der Turm nun an der Südseite liegt; 1854 Verlängerung des Schiffes und Neuanlage des halbrunden Chores. Schliesslich, 1963, Renovation, wobei das Mauerwerk im Äusseren erhalten blieb, das Innere aber von der Denkmalpflege freigegeben wurde, weil die Ausstattung nicht mehr gefiel. Wie lange wird die heutige wohl «en vogue» sein?

Eine sehr interessante *Wappentafel* erinnert an den «Bauherrn» des Turmes: Unter dem grossen, von den Reichsinsignien überhöhten Schild mit dem Doppeladler und zwei Standeswappen ist dasjenige des Vogtes von

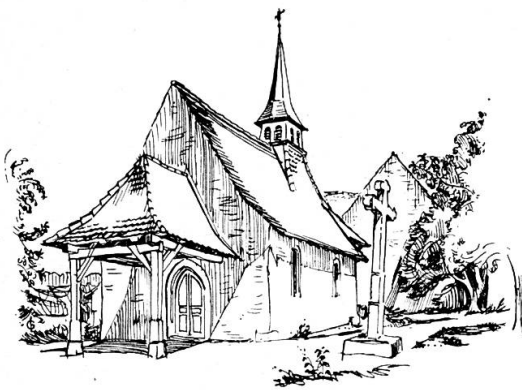




Dorneck, Hans Wilhelm von Steinbrugg, angebracht; die Tafel ist als Basrelief tief plastisch herausgearbeitet und mit je zwei Steinmetzzeichen und Monogrammen signiert (Original im Museum von Dornach).

Im untern Dorfteil ist fast nur noch die Stellung der Häuser authentisch. Erst bei der Strassenabzweigung begegnen wir wieder den Zeugen einer stolzen Dorfkultur. Das ehemalige *Meierhaus* gehört zum spätgotischen Typ des Bauernhauses, erkennbar am steilen Satteldach (ohne Vorsprung, jedoch abgeschleppt über eine Holzlaube) und natürlich an den dreiteiligen Staffelfenstern. Das Gebäude, welches eine sorgfältige Restaurierung verdienen würde, war durch Zwischenbauten mit dem «Rössli» verbunden, das just in dem Moment aufhörte ein Landgasthof zu sein, als es sich — nach einer erstaunlichen Metamorphose — anschickte, dies in goldenen Lettern zu deklarieren.

Wie der Ortskern ist auch das Oberdorf von Hofstetten noch einigermaßen erhalten. Hinter der gestaffelten nördlichen Häuserzeile verbirgt sich die durch den Wandbildfund von 1950 bekannt gewordene *St. Johannes-Kapelle*. Man würde es dem schlichten Bau mit dem eingezogenen quadratischen Chörlein, dem geböschet aus dem Dach aufwachsenden Glockentürmchen und dem alten, währschaften Vorzeichen kaum ansehen, dass er seine heutige Gestalt erst im Laufe von Jahrhunderten erhalten hat. Da er im Zentrum eines römischen Mauerwerksvierecks liegt und St. Johannes zum Patron hat, könnte sich hier eine frühchristliche Taufkapelle befunden haben. Das jetzige Chörlein ist spätestens im 13./14. Jh. entstanden. Vom Schiff blieb nach einer Verbreiterung, 1730, nur die Westwand mit dem spitzbogigen Eingang stehen; wiederverwendet wurden auch die südlichen Kielbogenfenster. Der steinerne Glockenturm musste dem heutigen Dachreiter weichen — womit die Pfarrkirche die viel ältere Kapelle endgültig entthronte. Der Innenraum nun verrät eindeutig die Spuren verschiedener Zeiten. Im Chörlein weist eine ältere Malschicht mit einem plastisch wirkenden Rautenmuster in die Zeit um



1300. Alles übrige ist um 1430 entstanden: Bildfelder, von breiten Streifen gerahmt, oben mit perspektivischem Ornamentband. An der Ostwand — nebst einem Schmerzensmann mit Engeln und Stifterfiguren und einem Lamm Gottes in Rankenwerk — erkennt man eine *Darstellung der Taufe Christi*. Der Erlöser steht im Wasser des Jordan, dessen felsige Ufer beidseits aufsteigen; zu seiner Linken Johannes der Täufer; auf der andern Seite ein in den oberen Partien völlig erloschener Engel, der das Kleid des Täufers hält; darüber die Taube mit der Hostie. Im Gewände des Ostfensters stehen die Gestalten der *Heiligen Barbara und Katharina*, jene mit dem Turm, diese mit Schwert und Rad als Attribute. Da diese Öffnung vor der Übertünchung der Wände vermauert wurde, sind die Malereien fast unbeschädigt auf uns gekommen. Welche Freude, als bei Entfernung der Mauerfüllung die unberührte «Handschrift» des Malers zum Vorschein kam! Der Stil erinnert an die Gemälde der Martinskirche und der «Zibolnische» von St. Peter in Basel, wogegen die Technik abweicht: in raschen, sicheren Strichen und ohne sichtbare Vorzeichnung sind die Konturen hingesezt, die Schwellungen mit blossem Pinseldruck. Auf den Inhalt der übrigen Bilder einzugehen, gestattet der Raum hier nicht. Ein letzter Hinweis: im Türmchen hängen zwei kleine Weitnauer Glocken von 1721. Sie sind reich verziert, nicht nur mit Figuren, sondern mit Zauberformeln und Segenssprüchen gegen die Pest.



Im Oberdorf verlassen die meisten Wanderer die Landstrasse, um durch die Kehlgrabenschlucht den Höhen der Hofstetter Matte oder dem Metzlerlenkreuz zuzustreben. Wir aber gehen westwärts, an den Wegkreuzen vorbei, Richtung *Rotberg*. Wer kennt sie nicht, diese romantische Jugendburg, die vor 30 Jahren aus spärlichen Ruinen als Jugendherberge wieder aufgebaut wurde! Rotberg (ursprünglich Ratperg) gehört in die Reihe der Burgen am Nordhang des Blauens, die von den Bischöfen von Basel vermutlich in der ersten Hälfte des 13. Jhs. erbaut wurden. Die Bischöfe übergaben sie einem





Zweig der Herren von Biedertal-Rodersdorf zu Lehen, der sich fortan nach ihr von Rotberg nannte. Bereits im 14. Jh. zogen sie nach Basel, wo sie zu hohen Würden gelangten. Kurz nachdem die Stadt Solothurn die Herrschaft Rotberg erworben hatte, ging mit dem grossen Sennhof auch die damals bereits stark zerfallene Burg in ihren Besitz über. 1636 wurde Rotberg an den hierher verlegten Konvent von Beinwil/Mariastein verliehen, dem die Ruine als Steinbruch für den Klosterneubau diente. Beim Wiederaufbau vor 30 Jahren wurden am Wohnturm, vor allem an der Nordseite, grosse Fenster ausgebrochen, sonst aber alles im Sinne der grössten Wahrscheinlichkeit und ohne Rücksicht auf den neuen Verwendungszweck rekonstruiert.

Am Weg zwischen dem Rotberg und den «Wilerhollen» (mit den kuriosen Strassenschlaufen) erkennt man, im Gebüsch fast versteckt, auf der hohen Böschung, ein romantisches *Bildstöcklein*. Der kleine Steinbau mit Ziegeldach hat etwa die Grösse eines Wachthäuschens. Darin steht die anmutige Figur eines hl. Sebastians.

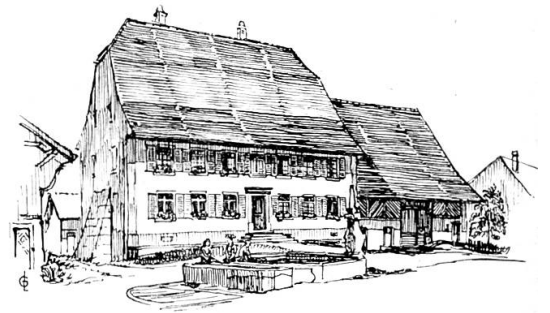
Das Kloster Mariastein mit seinen Kunstschatzen lassen wir rechts liegen und versparen es auf die nächste Wanderung. Wegkreuze säumen auch die Strasse nach Metzleren. Unauffällig, aber beachtenswert sind jene beiden aus dem 17. Jh. beim Abstieg in die «Steinhölle», kurz vor dem Dorfeingang: Stamm und Kreuzarme bestehen aus nur einem Stück.



METZERLEN galt früher als das reichste Dorf weit und breit, der guten Erde und der besonders milden Lage wegen, wo Frucht und Rebe besser reifen. Daher die stattlichen Brunnen, die hablichen Häuser. Als beredter Ausdruck dieser Fülle sei das geradezu herrschaftliche *Bauernhaus Erb* (Nr. 66) beim untern grossen Dorfbrunnen angeführt. Es ist in der spätbarocken Tradition erbaut; zweistöckig, mit Hochparterre die traufseitige Strassenfront, von Ecklisenen und Hausteinsockeln eingefasst, mit geradem Mittelportal von 1832. Leider ist nur noch ein Teil der alten Kreuzstöcke mit den engen Sprossen erhalten. Das steile, gebrochene Dach mit klei-



nen Gehrschilden leitet weich zur niedrigen First der Scheune über, deren Bühne fischgrätig verkleidet ist. Das stolze Gebäude hat die bösen Zeiten schlechter Erneuerungen gut überstanden, könnte aber eine sorgsame pflegende Wiederherstellung wohl ertragen. Der Brunnen davor stammt, wie jener vom Hinterdorf (siehe Titelholzschnitt!), von 1797. Beide bilden die Hauptakzente eines Platzes, weisen die Formen eines länglichen Achtecks auf und werden durch einen kräftigen Stock und ein Nebenbassin ergänzt.



1819 wurde die Kirche aufgegeben, welche auch zur Nachbargemeinde Burg gehörte und zwischen den beiden Ortschaften lag. Metzlerlen baute am Hang gegen den Blauen eine neue *Pfarrkirche*, die stilistisch zwischen den Zeiten steht. Einen Zug zur Monumentalität besitzt die dem Dorfe zugekehrte Eingangsfassade mit der aufwendigen Treppe. Der geschwungene Giebel erinnert noch ans Rokoko; der Turmhelm erhielt nach einem Brand 1876 den neugotischen Spitzhelm. Im übrigen ist der Baukörper klassizistisch gegliedert, mit Lisenen und einer Andeutung von Gebälk, mit Nischen, Vasen und einem reichen Portal. Nach der kürzlichen Erneuerung des Äußern wirkt der Innenraum nicht eben ansprechend, besonders da er noch mit faden Deschwanden-Bildern ausgestattet ist. Schade, denn er spiegelt in Stuck und Altären qualitativ die Übergangsphase zum Klassizismus, welche in der Kunst nur wenige Zeugen hinterlassen hat.



Künstlerisch auf hoher Stufe stehen die lebensgroßen *Statuen* der Fassaden-Nischen. Es sind — in Anlehnung an die Königsfiguren am Hochaltar von Mariastein — die Holzbildwerke Kaiser Heinrichs II. und König Ludwigs des Heiligen, dieser mit Szepter und Schwurhand, jener mit den Reichsinsignien.

Bevor wir zum letzten der fünf solothurnischen Dörfer am Blauen, nach Rodersdorf, hinabsteigen, wenden wir uns westwärts zum ehemals bischöflichen und jetzt bernischen Flecken Burg. Das Kreuz bei der ersten Wegbiegung bezeichnet den Standort der früheren Kirche.



Das Dörfchen BURG liegt unweit der Birsigquelle in einer tief eingeschnittenen Mulde und zieht sich vor dem Burgfelsen den Hang hinauf. Bezeichnend, dass die Bauernhäuser, entsprechend dieser hügeligen Gegend, wieder klein und bescheiden sind. Die Besonderheit des *Dorfbildes* liegt in der originellen Verschachtelung der Häuser und Hausgruppen unten an der Bachrinne und an der westlich aufsteigenden Hangstrasse.

Das eigentliche Schloss Burg, welches dem Flecken den Namen gab, zieht sich über dem östlichen Teil des schmalen Felsgrates, der hoch aus den Bäumen ragt. Es hat die Stürme der Revolution gut überstanden und wird von den privaten Eigentümern sorgsam unterhalten. Das schwer zugängliche Felsenband muss schon sehr früh als Zuflucht gedient haben, wenn man Quiquerez glauben darf, der vor 100 Jahren Steinwerkzeuge, Bronzegeräte, römische Münzen und Pfeile gefunden haben will. Noch jetzt sind auf dem westwärts hinaufstreichenden Felsband Mauerzüge zu erkennen. Die Burg selber, 1168 unter dem Namen Biedertan erstmals erwähnt, als Kaiser Barbarossa die Habsburger mit der Herrschaft belehnte, stand wie die Burg Blauenstein bei Klelnützel mit dem Passübergang zwischen Rämeli und Blauen im Zusammenhang. Ein Jahrhundert später erwarb der Bischof von Basel die Burg, in dessen Oberhoheit sie bis zum Ende des Fürstbistums blieb. Der Hof Biedertan (später Biedertal) aber kam an die Reich von Reichenstein. Beim Vorstoss Basels und Solothurns ins Leimental war die Burg mit dem dazugehörigen Besitz heiss begehrt, doch gelang es weder der einen noch der andern Stadt, sich ihrer zu bemächtigen. Seit dem Anfang des 15. Jhs. waren Burg und Lehen Biedertan im Besitze der Familie Wessenberg, die sich in geistlichen und weltlichen Ämtern im Dienste des Bischofs auszeichnete.

Der beste Zugang zum Schloss ist der Weg vom obern Teil des Dorfes, der vor das äussere Tor mit der Jahrzahl 1577 führt. Über eine in den Felsen gehauene Treppe betritt man den *äusseren Schlosshof*, der nördlich vom neueren Burgteil und südlich von einer Kapelle begrenzt



ist. Durch die Verbindungsmauer führt ein zweites Tor auf einen nach Osten offenen Hof. Anstelle der früheren Fallbrücke vermittelt heute eine Freitreppe den Zugang zum innersten Burghof, der früher überdacht war und an die innere Kapelle und den östlichen Burgteil stiess. Da diese Partien der Anlage nicht zugänglich sind, wenden wir uns der ehemaligen äussern Burgkapelle von 1787 zu. Sie dient seit dem Beginn des 19. Jhs. der Gemeinde Burg als Pfarrkirche. Bemerkenswert sind der Hochaltar im Stil Louis XVI. mit dem lebenswürdigen Bild der Mutter Maria mit Kind und dem hl. Johannes und das Stifterbild der Familie Wesseberg, mit einer Kreuzigung und der Aufreihung der männlichen und weiblichen Familienglieder. Da die ehemalige Schlosskapelle keinen Turm besass, wurde im 19. Jh. westlich des Burgaufgangs ein kleiner Glockenturm errichtet, worin sich die alte Uhr vom Basler Spalentor befindet.

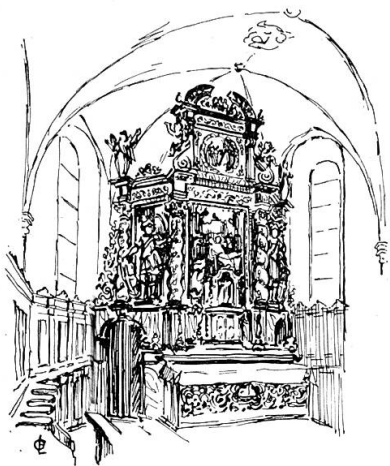


In der Talrinne führt der Weg zum alten Burg-Bad, direkt bei der Landesgrenze und entlang dem Waldrand nach BIEDERTAL. Es ist keines der stattlichen Sundgauer Bauerndörfchen, und auch die Kirche hat dem Kunstfreund wenig zu bieten. Dagegen ist der Sitz der früheren Dorfherren, der Reich von Reichenstein, noch erhalten. Bei der französischen Grenzkontrolle mitten im Dorf erkennt man die stattliche Vorderfront eines Komplexes, der zu verschiedenen Zeiten entstand. Vor ca. zweihundert Jahren liess Joseph Franz Karl Peter Reich den Fassadentrakt im Stil des Classicisme français erstellen, wobei er den älteren Ostbau einbezog und die Treppe in einen nördlichen Turm verlegte. Mit dem Remisen und der benachbarten Scheune bildet das Schloss Biedertal eine ansprechende Baugruppe, die vom neuen Besitzer sorgfältig instandgestellt wird. Der erwähnte Reichensteiner liess über dem Portal des geräumigen Herrenhauses eine hübsche Wappenkartusche anbringen, worauf neben der bekannten Saufeder der Reichenstein auch der «Rinken» der von Baldenstein, das Wappen seiner Gattin, zu sehen ist.



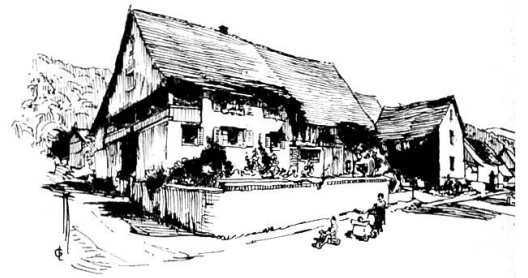


Von Biedertal nach RODERSDORF, das kaum eine Viertelstunde entfernt am Westhang der bewaldeten Vorfalte liegt, passieren wir wieder die Landesgrenze, die das exponierteste solothurnische Dorf von drei Seiten umgibt. Hier dehnt sich das Land in einer sanften Mulde, und im Sommer wogen hier die Getreidefelder. Von weither sichtbar ist der neu renovierte Kirchturm. Aus der Nähe bildet er mit dem *Kirchenbezirk* das Herzstück der Gemeinde. Auch das Pfarrhaus steht wieder in alter Vornehmheit da. Erbaut wurde es, wie die Kirche, unter dem prachtvollen Pfarrer Marx Aeschi, gegen Ende des 17. Jhs. Sein Nachfolger liess es um ein Geschoss erhöhen; der später angehängte Zehntstock stellte das Gleichgewicht wieder her. Der Kirchturm gibt auch nach der Restaurierung noch manches Rätsel auf. Sicher ist, dass das Untergeschoss mit seinen romanischen Eckdiensten und den schweren Rippen des Kreuzgewölbes in die Zeit um 1200 und auf eine Kapelle hinweist. Das oberste Turmgeschoss mit dem «burgundischen» Abschluss geht auf den Solothurner Bauinspektor Pisoni zurück. Die jetzige Kirche, mit dem eingezogenen, langen und dreiseitig geschlossenen Chor, entstand 1676/78, wobei sich der erwähnte Pfarrer Aeschi als grosser Wohltäter auszeichnete. Damals erbaute man auch die Kirchhofmauer, und zwar so stark, dass sie «defensive» gebraucht werden konnte. Während das Äussere der Kirche durch die guten Proportionen angenehm auffällt, spürt man im Innern die etwas muffige Atmosphäre der Eingriffe vor 70 und 40 Jahren. Dem Kenner entgeht aber nicht die eigenwillige Form und die Qualität des *Hochaltars*. In den zurückgebogenen Seitenflügeln des Retabels stehen zwischen gewundenen und laubbelegten Säulen die Solothurner Stadtpatrone, im Obergeschoss begleiten Engel und Putti einen geschwungenen Aufsatz mit einem Tondo der Dreifaltigkeit. Schöne Schnitzarbeit weist das Antependium auf. Die klassizistischen Seitenaltäre aus Stuckmarmor mit Lotoskapitellen nahmen in den Muschelnischen und auf seitlichen Konsolen sechs Statuen aus dem Ende des 17. Jhs auf. Auch der Chorbo-



gen-Kruzifix gehört in diese Zeit, während die Kanzel mit ihren Louis XVI-Formen, mit den Reliefs der vier Evangelisten und dem Guten Hirten, ins beginnende 19. Jh. weist.

Pfarrer Marx Aeschi liess ausser Kirche und Pfarrhof auch ein sehr stattliches Bauernhaus mit einer Stiftung erstellen, die noch heute besteht. Dieses *Gwidemhaus* gehört zum Typ des sundgauischen Bauerngehöfts aus dem 17. Jh., mit Staffelfenstern, Holzlaube und Fachwerkgiebel. Es ist im Laufe der Zeit sehr wenig verändert worden, während man leider das Fachwerk des Remisens vor Jahren verputzen liess.



Der vornehmste Profanbau, nun im Stil des 18. Jhs., ist der *Altermatt-Hof*, benannt nach dem spätern Oberkommandierenden der Solothurner Truppen beim Franzoseneinfall, General Joseph Bernhard Altermatt. Zu diesem Hof gehört nicht nur das im Äussern schlichte Herrenhaus mit dem Walmdach an der Strasse (der spätere Dachausbau ist in der Zeichnung weggelassen), sondern auch eine geräumige Scheune mit Wagenschuppen und ein zweistöckiges Kutscherhäuschen. Die ganze Besitzung umgibt eine hohe Mauer, während weitere Mauerzüge verschiedene Höfe im Innern ausscheiden. Die geschlossene Anlage erinnert an französische Guts Höfe und hat im Kanton nur in den Patriziersitzen um Solothurn gewisse Parallelen. Das Herrenhaus war ursprünglich fast symmetrisch eingeteilt und enthält noch heute eine erlesene Ausstattung im Rokoko-Stil. Besonders kunstvoll sind die bemalten Kachelöfen und die Cheminée-Umbauten.

Auch die andern Häuser von Rodersdorf bezeugen durch ihre Stattlichkeit, dass neben den Krisen und Notzeiten die guten Jahre in der Mehrzahl waren und die Rodersdorfer kaum Grund hatten, sich über die Herren im fernen Solothurn zu beklagen.



(Im nächsten Jahr hoffen wir nochmals zwei «Kleine Kunstwanderungen» vorschlagen zu können. Das freundliche Echo, welches die Artikelserie gefunden hat, ermutigt uns, anschliessend ein Separatum herauszugeben).